

JÖRG SPLETT · OFFENBACH

«WIEVIELE <NICHT>? BILLIONEN.  
– WIEVIELE JA? NUR EINS!»

Das Thema stammt aus einem Gespräch SERGIU CELIBIDACHES mit JAN SCHMIDT-GARRE.<sup>1</sup> – Wieviele Zeitgenossen werden widersprechen und erklären, das Gegenteil sei wahr? Mit einem Nicht und Nein sei alles abgeschnitten. Der Gott «*Kairos*» (= des rechten Augenblicks) hat nur über der Stirne Haare. Wer die Gelegenheit nicht beim Schopf packt, dem ist das glatte Hinterhaupt im Nu entglitten. Wer sie aber erwischt hat, kann in Ruhe überlegen, was er aus seinem Gefangenen herausholt und für welchen seiner Wünsche er ihn in Dienst nehmen will. Mag sein, daß sich nicht jeder Wunsch erfüllen läßt, es also nicht unendlich viele Möglichkeiten gibt; doch sind es oft genug unzählige. Allermindest aber zwei, nämlich zur vorgeblich einen «letzten»<sup>2</sup> deren Gegenteil. Und wäre dies auch nur – auf zweiter Stufe jetzt – ein Nein: Man kann seinen Gefangenen auch laufen lassen.

Anders gesagt, das Nichts, Tot-sein ist eins; das Leben zeigt sich bunt und vielgestaltig. Und erst recht dessen Steigerung: Freiheit. Freiheit besagt Möglichkeiten – Spiel-Raum.

I. FREIHEIT?

1. Andererseits kann von den zwei oder auch mehr (bis zu Billionen) Möglichkeiten jeweils jetzt nur eine wirklich werden. Alle andern waren dann zwar Möglichkeiten, sind jedoch nicht wahr geworden, ja sie sind jetzt nicht einmal mehr möglich.<sup>3</sup> Also doch ein Ja – und viele Nicht? Und dies gerade im Blick auf das Leben: Jede/jeder lebt im Unterschied zu dem (wieder einen) Geschwister, das jetzt leben würde, wenn ein anderes der vielen Spermatozoen das erste gewesen wäre.

Aber das gilt für das Leben, gerade nicht, läßt sich entgegnen, für die Freiheit. Denn die ist ja nichts anderes als das Vermögen vorgestellter Möglichkeiten, die es immer nur im Plural gibt. Doch kehrt hier dieselbe «Engführung» wieder: Indem Freiheit tätig wird, hebt sie sich selber auf, und nicht in dialektisch doppelt-dreifachem Sinn, sondern ganz schlicht: sie verzehrt sich, wie ein Feuer im Verbrennen

*JÖRG SPLETT, 1936 in Magdeburg geboren, studierte Philosophie (Max Müller), war Assistent Karl Rahners und lehrt seit 1971 Philosophische Anthropologie, Religionsphilosophie und Philosophiegeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt sowie an der Hochschule für Philosophie in München.*

seines Materials. Darum liegt es uns nahe, sie uns durch Abwarten und Hinausschieben zu erhalten. – Doch ist auch Nicht-Handeln ein Tun; auch Stimmenthaltung bedeutet Wählen.

Was aber nun wählen angesichts der vielen Möglichkeiten? Das erklärt, warum die Menschen einerseits lautstark nach Freiheit rufen, andererseits sie aber lieber (wenn auch eher leise) los sein würden, indem andere für sie denken und handeln. Oder noch besser als andere: *anderes*. Denn so sehr viele nach einem Führer – oder heute, englisch – nach einem (trend-)leader ausschauen, so möchten Anspruchsvollere es überhaupt nicht mit Freiheit zu tun haben, sondern mit Natur-Notwendigkeiten, Gesetzen,<sup>4</sup> der Evolution, mit Genen oder Sternen...

Tatsächlich heißt nämlich Wählen immer verzichten. Will sagen, es gibt gar kein Ja ohne unzählige Neins und Nicht. Bezüglich Ja und Nein stehen wir keineswegs schlicht vor einer Alternative zwischen ihnen. Wer vielmehr nein sagt, der sagt ja zum Nein und nein zu vielen Jas. Wer ja sagt, der sagt nein zum Nein und obendrein zu vielen Jas.

Lassen wir jetzt das radikale Nicht beiseite, in dem jemand auch und vor allem zu sich selber nein sagt.<sup>5</sup> Das wäre ein eigenes Thema. Bleiben wir bei den Aporien des Ja: Wie mit der Menge von unumgänglichem Nein/Nicht umgehen, wenn doch alles «etwas für sich hat»?

2. Soll es darauf eine Antwort geben, dann offenbar nur von dort her, daß für ein Ja und seine Neins sich Gründe nennen lassen, die es gegenüber anderen möglichen Jas rechtfertigen. Selbstbestimmung – im Unterschied zu bloßem Geschehen, das aus seinen *Ursachen* folgt – stützt sich auf *Gründe* (dies besagt «Autonomie» – Selbst-Gesetzlichkeit; während «Zufall» wie «Willkür» letztlich auf Ursachen zurückzuführen wären: entweder tut jemand, was (auf dem Grund allen Könnens und Wollens) er *muß* (weil er nicht anders *kann*), oder, was er *soll* (weil er glaubt, nicht anders zu *dürfen*); ein drittes gibt es nicht.

Damit zeigt sich auf dem Grund der Wahl- als Auswahlfreiheit, die der postmoderne Konsument im Blick hat (einst ersehnt und nun schon eher, wie gesagt, weil zu anstrengend, lästig), eine Freiheit der *Entscheidung*. Das Wort ist hier terminologisch gemeint (umgangssprachlich wird man zwischen Wahl und Entscheidung kaum unterscheiden): Im Unterschied zur *Wahl* zwischen Gütern soll *Entscheidung* die Situation bezeichnen, da uns *ein* Anspruch, *eine* An-Frage trifft. Demgegenüber bleibt uns nur die Ja/Nein-Alternative. Und die läßt ihrerseits uns keine Wahl, sie nötigt zur Entscheidung: unter der Maßgabe «wahr/richtig – unwahr/falsch».

Sind wir so nicht wieder zu CELIBIDACHES These gekommen? Richtig ist – bei einer Rechnung wie bei (nicht bloß Schach-) Problemen – eine: *die* Lösung; alles andere ist falsch: *nicht* richtig. – Indes haben weder Rechen- noch Schachaufgaben es mit Freiheit zu tun. Inwiefern also sollte das Ja auf einen Anspruch hin (das selbstverständlich ein Nein zum Nein ist), es nicht erlauben, daß der Gefragte seine Zustimmung auf vielfache Weise, in recht unterschiedlichen Jas verwirklichen könnte?

3. Für eine angemessene Antwort darauf (errechnen läßt die sich nicht) ist es wohl nötig, noch einmal und vertiefend auf das Grundverständnis von Freiheit einzu-

gehen. Nachdem sich auf dem Grund der Wahl die Entscheidungs-Situation von Freiheit gezeigt hat, stellt sich nun die Frage: Wie Entscheidung denken? – Der Souveränität des wählenden Konsumenten haben wir den Abschied gegeben, im Blick auf die «Zwangslage» dessen, von dem eine Entscheidung verlangt wird. Aber auch diese neue Situation läßt sich auf (zumindest) zwei Weisen verstehen: Ist es die des souveränen Richters oder die des Empfängers eines Befehls?

Auch die Freiheit eines Richters dürfen wir nicht mit Beliebigkeit verwechseln. Er ist nicht Herr des Gesetzes, sondern ihm verpflichtet. Ähnlich wie bei jemandem, der, wie man sagt, das Geigenspiel «beherrscht». Im Blick auf die Sprache hat das schlagend KARL KRAUS klargestellt: «Er beherrscht die deutsche Sprache – das gilt vom Kommis. Der Künstler ist ein Diener am Wort.»<sup>6</sup> – Gleichwohl schafft er Neues, so wie auch die Rechtsprechung zugleich rechtsschöpfend ist. Darum ist solcher Dienst – in Unabhängigkeit – nochmals von dem eines «Befehlsempfängers» zu unterscheiden.

Wäre dieser nun nicht frei? – Eben darum geht es; und darum, den Künstler in diesem Sinn zu verstehen. Entweder tut jemand, was er muß oder was er soll, hat es geheißen. Sollen, Befehl widersprechen darum nicht der Freiheit, im Gegenteil sind einzig sie ihr Ort. Mit einem berühmten Wort IMMANUEL KANTS (im Blick auf den «kategorischen Imperativ»): «Ein freier Wille und ein Wille unter sittlichen Gesetzen [ist] einerlei.»<sup>7</sup>

Freiheit ist eben nicht bloß von der Souveränität her zu denken, sei es des Konsumenten, sei es des Richters. Freiheit ist nicht bloß «Anfangs-» als Erstkraft, sondern ebenso Antwortvermögen; oder anders gesagt: dem Aktivum (Freiheit) steht nicht bloß das Passiv (Unfreiheit) gegenüber. Es gibt in den klassischen Sprachen auch das Medium (das Sich-Antun und Sich-antun-Lassen). Und dies ist, so meine These, nicht die dritte, sondern die erste «Aktionsart».

Im Deutschen sind hier (wie soeben vorgeführt) Umschreibungen nötig. Sich... lassen.<sup>8</sup> Solch «Sich-gesagt-sein-, Sich-ergreifen-lassen» aber wird hier nicht bloß als Voraussetzung von Freiheit behauptet (Was soll einer sagen, dem nichts etwas sagt!), sondern darüber hinaus als ihr eigentlicher Spitzenvollzug: im sittlichen wie erotischen Feld, im religiösen wie ästhetischen.

## II. SEIN

1. Wo jemand will, ist das Ergebnis «gewollt», wo jemand sucht, ist es «gesucht». Und was ließe sich Abfälligeres über ein Werk oder eine Aufführung sagen als dies? GOTTFRIED BENN meinte, es habe sich «herumgesprochen, daß der Gegensatz von Kunst nicht Natur ist, sondern gut gemeint».<sup>9</sup> Es geht noch nicht einmal darum, zu finden. Es muß sich finden. Oder noch richtiger: der Künstler muß gefunden werden, von seinem Stoff, einem Thema, von der Gestalt, die ans Licht will (C: «man will nichts...»).

In der Tat ist auch das Sollen noch zu übersteigen. Für FRIEDRICH NIETZSCHE hatte der Geist sich vom Sollen zum Wollen zu wandeln (vom Kamel zum Löwen).<sup>10</sup> Das haben wir hier umgestellt: geht es darum, daß wirklich ich will, nicht etwas in mir oder durch mich hindurch, dann muß ich einem Sollen folgen. Den Schritt zur dritten Gestalt aber gehen wir durchaus mit ihm: zum Kinde, das einfach da ist.

Freiheit erfüllt sich in Identität. PAUL CLAUDEL, den man, wie zu hören, in Frankreich wieder entdeckt, wendet sich in der zweiten seiner *Fünf großen Oden* (Der Geist und das Wasser) mit dem Ruf nach Identität an den Schöpfer:

*Ich sehe vielerlei Weisen, nicht zu sein aber es ist eine einzige Weise  
Zu sein...*

...

*Herr, nun seh ich's, der Schlüssel, der uns erlösen kann,  
Ist nicht der öffnende, sondern der eben, der schließt!*<sup>11</sup>

Das verlangt erst einmal Disziplin (C 29ff) So ist noch einmal vom Gehorsam zu reden, der niemandem leicht fällt. Man muß ihn lernen. Christen lesen sogar über den «Anführer ihres Glaubens», ihren «Herrn», im Brief an die Hebräer: «Obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden Gehorsam gelernt» (5, 8). – Gehorsam ist also ein «Lernziel», nicht bloß eine, vielleicht unüberspringbare, Stufe auf dem Werde-Weg des Unmündigen zum Selbst-Sein.<sup>12</sup>

Er zeigt auch diesen Aspekt. «Sozialisation» enthält unvermeidlich Momente von «Drill» und «Dressur» – wie anders käme man dahin, das Spiel eines Instruments zu beherrschen. Zu diesen Momenten sollen indes zunehmend Anweisungen mit «rationaler Begründung» treten. Doch abgesehen davon, daß Dressur und Drill nie einfach abgetan sind und abgelegt werden können, sind weder diese noch Handeln aus eigener Einsicht im strengen Sinne Gehorsam.

Gehorsam heißt vielmehr: Sich-überzeugen-Lassen und Handeln auf das Wort eines anderen hin. Gehorchen besagt Vertrauen, Sich-Verlassen – im doppelten Wortsinn. Auch darum bildet das Ziel der Geistverwandlungen das Kind. Zwar nicht bei NIETZSCHE, der es erstaunlicherweise ein aus sich rollendes Rad nennt; doch in Wirklichkeit. Denn was das Kind vor allem anderen charakterisiert, ist sein Aufblick. «Das ist das Kindlichste am Kind: seine Blickrichtung.» «Der Becher seines Daseins ist offen nach oben hin» (HEINRICH SPAEMANN).<sup>13</sup>

Zwischenfrage: Kann man erstlich einem Etwas vertrauen oder nicht nur jemandem? Das würde heißen, der Gehorsame *schenkt jemandem*, einer «Autorität», jenes Vertrauen, das (welcher Tiefsinn unserer Sprache!), dieser ihm *einflößt*.

«Autorität» aber (von *augère*) hat jener, der «mehr» und «hervorbringt». In der Musik also schenken Menschen zuerst dem Schöpfer des Werks, dem Werkmeister ihr Vertrauen: daß er es verdient, sich für ihn das entscheidend Unvermehrbare zu nehmen, über das wir Sterbliche verfügen: Zeit. Beim schlichten Hörer begonnen bis zum erarbeitenden Orchester und seinem Leiter. Sodann vertraut – in demselben (medialen) Doppelgeschehen – der lernende Schüler dem Lehrer. Und schließlich, selbst Meister geworden, vertraut der Diener am Werk, wie MICHEL-ANGELO BUONARROTI dichtet, «dem Geist»:

*Es plant der größte Künstler keine Form  
Die nicht der Marmorblock schon in sich schlösse  
Mit seinem Allzuviel, und nur die Hand,  
Die sich dem Geiste fügt, dringt zu ihr hin.*<sup>14</sup>

2. Man kommt also über das erste negative Moment in der Selbst-Aufhebung gelebter Freiheit nicht derart hinaus, daß man, darüber hinweg, es hinter sich ließe. (Es wird seinerseits im Vollsinn «aufgehoben».) – Gleichwohl gilt schon von ihm, und zwar in seinem unabgeschwächten Ernst: daß es ein Glück ist.

Vertrauen baut ja nicht gezwungen auf das Wort, auf das (auf welches hin) es sich verläßt. Daß es dies kann und darf, erfährt es vielmehr als sein Glück. Darum hat es Grund zu doppeltem Dank:<sup>15</sup> einmal für das Gefundenhaben und –sein, so dann für das Sich-finden-Lassen (für das Kindesvertrauen anstatt selbstbewahrender Distanz).<sup>16</sup>

Glück aber ist der Zusammenfall von Wollen, Sollen – in gewisser Weise sogar Müssen – und Sein in eben diesem. Es ist der Kairos des Ja, eines umfassenden Ja und Amen.<sup>17</sup> Liebe das sich besser sagen als mit CELIBIDACHES «Es ist so»? «Nicht: <Es ist schön, es ist wunderbar> – das sind tausend Ausdrücke, die nicht die Wirklichkeit treffen – aber: <es ist so.> Ich hätte es nicht besser formuliert, und bis heute denke ich, das ist das Schönste, was ich von einem anderen Menschen, der mit mir zusammen musiziert hat, gehört habe» (C 16).

Es ist so – einzig so, wie es ist, nicht anders: in einer der Billionen Weisen, wie es anders sein könnte, als es ist. Einmalig – und eins *unter* anderem, das es nicht ist: in seinen Grenzen: – endlich.

Es ist als Gestalt. «Gestalt» meint hier nicht den äußeren Umriß, sondern ein Kraft-Geschehen, die Figur in einem Gefüge, wo Kräfte und Spannungen miteinander, gegeneinander und ineinander verspannt sind. Gestalt erfüllt in Dichte derart ihr Gesetz, daß ihre *Grenzen* ganz und gar *Konturen* ihrer selbst sind. Sie wird also weder von außen willkürlich abgeschnitten noch verläuft sie ausfließend ins vag Beliebige: sie erfüllt sich. Ihre Spannung ist die eines Melodiebogens, der sich selbst sein Ende erwirkt. – Vom Anfang im Ende und dem Ende im Anfang ist immer wieder in den Gesprächen mit SCHMIDT-GARRE die Rede. RAINER MARIA RILKE rühmt es an FRIEDRICH HÖLDERLIN: «Die Zeile schloß sich wie Schicksal, ein Tod war – selbst in der lindesten, und du betraatest ihn...»<sup>18</sup>

Allein solchem Sich-einlassen auf das Ende, in so intensiver wie gelöster Abschiedlichkeit, kann sich auch *Vollendung* schenken. In ihr bezeugt ein Werk, daß Endlichkeit und Vollkommenheit einander nicht notwendig widersprechen (obwohl wir das meinen, um unsere Unvollkommenheiten zu bemänteln). Ein Gedicht von drei Strophen zu je vier Versen, und jeder Vers nur eine halbe Druckzeile lang – es wäre Unfug, weil es so schön sei, zu fordern, daß die Dichtung noch für 24000 Verse weiterginge. Ein Bild in seinem Rahmen, eine Skulptur, ein Turm sind in ihren Konturen das, was sie sind. Ganz besonders aber ein Lied, eine Sonate, ein Abendkonzert, die nur sind, indem sie vergehen (so wie wir sterben, solange wir leben), oder anders: die erst *als vergangen sind*, weil sie erst im Ende ihre Vollendung erreichen. (GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL gibt zu bedenken, daß «Wesen» mit Gewesensein zusammenhänge.<sup>19</sup>)

Und ihre Maß-Fülle (ihre Maß-stäblichkeit) trifft uns wohl darum derart beglückend und zugleich schmerzlich – in den Zeitkünsten vor allem – , weil wir selbst in unserem Leben und Tun allermeist zu früh abrechnen oder zu weit gehen und uns dann ins Ungefähre zerfasern.<sup>20</sup>

3. Gibt es indes Vollendung nur um den Preis wirklichen Endes, dann müssen wir zugleich das «wirklich» auch der Vollendung zusprechen. Gilt es ernstlich den «Tod zu betreten», dann ist ebenso ernst zu nehmen, wie RILKE fortfährt: «... aber – der vorgehende Gott führte dich drüben hervor.» Das klingt – unvermeidlich? – räumlich, als wäre ein Jenseits gemeint, zu dem man schlicht «hinüberginge». Wie aber könnte ein Werk uns dann in unserem täglichen Sterben betreffen? Seine Antwort steht, «bleibend – im Nirgend».<sup>21</sup> Besonders eindrücklich wohl gerade bei Klage, Anklage und Protest.<sup>22</sup>

Gemeint ist ein neues verwandeltes Leben. Im Sinn «zeitlosen Gewesenseins» (HEGEL) nannte früher unsere Sprache die Toten die Verewigten. Das heißt, wir dürfen die dritte Bedeutung von «Aufhebung» nicht unterschlagen: das Bewahrtsein. Die Befreiung von seiner Freiheit und sich, nach der CLAUDEL gerufen hat, bedeutet ja nicht ein Verschwinden; es ging um eine (die eine) Weise zu sein. «Ich brauche nicht tot zu sein, damit Du lebest.»<sup>23</sup> Aber, erlaube ich mir zu ergänzen, vielleicht ist er es, der den Tod braucht: um zu leben? Befreiung von sich sehrender Freiheit ist, wie gesehen, tiefer Befreiung zu ihrem Wesen, also Befreiung zur Freiheit – einer Freiheit des Seins und der Identität.

Damit aber meldet sich wieder die Eingangs-Frage an CELIBIDACHE. Zur Freiheit befreit sein, muß das nicht auch bedeuten: im Raum neuer Möglichkeiten zu stehen? Wird Gehorsam, der nicht sklavisch ist, nicht phantasievoll und schöpferisch sein?<sup>24</sup> Er bildet das Gegenteil jener angstvollen Sorge, die das anvertraute Pfund vergrub (Mt 25,18. 25). Er *lebt* das Leben, das ihm geschenkt worden ist, und das heißt, er setzt es ein: *im Spiel des Lebens-Wagnisses*.

Freiheit und Spiel gehören zusammen: von der «toten» Technik angefangen (wo ein Maschinenteil «Spiel hat», wenn es nicht gehemmt, gar blockiert wird) bis zur höchsten Lebensmöglichkeit des Menschen, von dem FRIEDRICH SCHILLER gesagt hat: «Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.»<sup>25</sup>

Häufig setzt man Spiel dem Ernst entgegen; doch das wird ihm nicht gerecht. Gewiß «verdirbt» man ein Spiel, wenn man es «zu ernst» nimmt; aber auch dann, wenn einem, «spielerisch» gestimmt, der «nötige Ernst» fehlt. Spiel zeigt sich als Aufbau einer sozusagen schwebenden Gestalt. Als Menschliches bringt es – über das Ausmessen und Durchspielen von Möglichkeiten hinaus – die Konstitution einer neuen eigenen Welt – die nur von außen als bloßer Raum-Zeit-Ausschnitt der alltäglich-gewohnten erscheint.

Die Dinge als Spiel-Zeug, die Partner als «Rollenträger» haben sich verwandelt, doch nicht aus krankhafter Verwechslung und Vermischung von «Schein» und «Realität» – sondern in einem – wiederum schwebenden – Wissen um die Doppelung ihrer Bedeutungen. Die Welt des Spiels ist *symbolische* Welt. Womit weder Zeichen noch Allegorien gemeint sind.<sup>26</sup>

Hier wären darum Macht und Wirklichkeit wie auch die Doppel-Sinn des Symbols zu erwägen, um seine Abwertung gegenüber der «Realität» («nur ein Symbol») ebenso abzuweisen wie seine ästhetisierende oder idolisierende Absolutsetzung.<sup>27</sup>

Der Geist solchen Spiels spricht sich im Ratschlag des Apostels aus: «Wer eine Frau hat, soll sich künftig so verhalten, als habe er keine; wer weint, als weine er nicht; wer sich freut, als freue er sich nicht; wer kauft, als werde er nicht Eigen-

tümer; wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht... (1 Kor 7,29–31)

Man kann die Sätze mißverstehen, indem man ihre Dialektik unterschlägt. PAULUS rät keinen Unernst, sondern spricht von geistgeschenkter Freiheit und Leichtsein in allem Ernst. Um es mit einem alten Mönchs-Spruch zu verdeutlichen (der auch die Probenarbeit trifft): «Den Schlaf der Nacht verkürzen und die Stunden des Tages auskaufen und sich selbst nicht schonen, und dann begreifen, all das ist Scherz – ja das ist Ernst.»<sup>28</sup>

Im Spiel ist Ernst, weil es nicht nur bedeutet, «daß einer mit etwas spielt, sondern auch, daß etwas mit dem Spieler spielt».<sup>29</sup> Spiel ist Wagnis. Und der Geist, dem der Meister gehorcht, beschwingt ihn dazu, sich selbst so leicht zu nehmen, daß er sich darauf einlassen kann.<sup>30</sup> – Zuletzt kommen wir damit in kosmische Dimensionen, ja – warum nicht? – ins Religiöse. Redet man nämlich über die Welt, dann früher oder später auch «über Gott und die Welt». – So gesehen, entdeckt Spiel-Freiheit sich als das strenge Glück, in Gottes Welt-Spiel einbezogen zu sein.<sup>31</sup>

Der schon zitierte niederländische Physiologe und Psychologe FREDERIK J.J. BUYTENDIJK, Vertreter einer «verstehenden Phänomenologie», hat in einem Aufsatz über den Menschen als Spieler geschrieben, «daß der Mensch auch noch die Möglichkeit hat, statt Spieler der Gespielte, der spielend Geborgene zu sein. Dann vollzieht sich eine geheimnisvolle Wandlung. Der Mensch erfährt, daß der umgreifende liebende Grund seines Daseins mit ihm ein wunderbares Spiel spielt. Es heißt, wie der Dichter CHARLES PÉGUY uns offenbart hat: «Qui perd gagne» – Der Verlierer gewinnt.»<sup>32</sup>

Sind wir damit aber nicht wiederum bei einer Vielheit von Jas angekommen?

### III. MIT-EINS

1. Setzen wir nochmals beim Glück ein. Als was wird es erfahren? – «Übereinkunft mit mir als Übereinkunft mit der Welt im ganzen», hieß es oben: Heil- und Ganz-sein.

Was JOHANN WOLFGANG GOETHE in seinem *Faust* theatralisch als Reise durch (oder auch um?) die Welt beschreibt, erscheint in der tiefenpsychologischen Deutung von Lebensgewinn- und Selbstfindungs-Programmen als die innere Reifungsreise der Seele: durch Tag und Nacht und Licht und Schatten, einzig sich getreu (wenngleich nicht ohne Abschiedsschmerz und Bedauern) zur Integration. Es gilt darum gleichermaßen für die Bildungsromane unserer Klassik, von HEGEL gar ins Maß des Absoluten erhoben: zum Weg des Weltgeistes durch die Geschichte – «tantae molis erat...»<sup>33</sup> Stets geht es um ein Sich-Anverwandeln und Sich-Aneignen des evolvierenden Bewußtseins. Im Aufstieg zu seinem Selbst ist der Mensch auf dem Weg zu seiner Ganzheit und Vollkommenheit, zu seinem Heil.

Dessen Bild ist die Kugel. Die vollkommene Form. Vollkommen auch und gerade darum, weil hier offenbar der Durchmesser gleichgültig geworden ist. Vom Grenzfall des Pünktchens (der winzigen bunten Zucker-, der «Liebesperle», dem Entzücken der Kinder, über die sie nicht minder entzückenden gläsernen Murmeln) bis zum am Mondhimmel schwebenden Ball unseres blauen Planeten oder der goldenen Feuerkugel der Sonne begegnet dasselbe: nicht Unendlichkeit,<sup>34</sup> doch in der Welt des Endlichen das Glück der Unbegrenztheit: grenzen-loses Glück.

«1777 ließ GOETHE in seinem Garten den «Stein des guten Glücks» errichten. Er ist noch heute dort zu sehen, auf steinernem Kubus liegt still eine steinerne Kugel

wie ein sich verweilendes Glück, beschworen, zu verbleiben.»<sup>35</sup> (Pendant zu jener schimmernden Arbeitslampe in Görlitz, vor der JAKOB BOEHME das «Mysterium Magnum» aufging?)

Der Philosoph fragt hartnäckig noch einmal nach: All-einig: alleinig? Man könnte WILHELM BUSCH zitieren, der immer wieder Ungereimtheiten launig auf ihren Reim bringt: «Wer einsam ist, der hat es gut, – Weil keiner da, der ihm was tut.»<sup>36</sup> Wie aber, wenn man es nur dann «gut hätte» – es also zum Glück gehörte, jemanden zu haben, dem man es mitteilen, mit dem man all das teilen könne?

Eine Kugel aber kann eine andere Kugel nur in einem Punkt berühren: in einem existierenden Nichts. – Und das Nicht(s) überhaupt ist es, was durch das Kugel-Bild beschworen wird. So schon in dem wirkungsreichen Mythos, den ARISTOPHANES bei PLATONS Gastmahl vorträgt, wonach wir als Hälften auf der Suche nach Ergänzung wären. – Hierzu merkt bereits ARISTOTELES an, daß, «damit ein Eines neu aus ihnen erwachse, beide oder einer zugrunde gehen» müsse.<sup>37</sup>

«Wer bist du?» fragte die Salzpuppe das Meer. Lächelnd erwiderte dieses: «Komm herein und sieh selbst.» Also watete die Puppe in die See. Je weiter sie hinging, desto mehr löste sie sich auf. . . Ehe der letzte Rest verging, rief die Puppe verwundert: «Nun weiß ich, wer ich bin!» (wobei es statt «wer» immerhin doch «was» heißen müßte).<sup>38</sup>

Die Konsequenz solcher Alles-Träume ist tatsächlich nichts. Die einzig mögliche Erfüllung der Glückssuche liegt im Verzicht auf den Sinn. Als Ziel der «Suche nach dem Ochsen» offenbart sich die Leere. – Auch alles Werk ist verschwunden.

Woher die Kugelsuche und ihre bleibende Faszination? Weil sie eigentlich Suche nach Leidlosigkeit, Flucht vor dem Schmerz ist. – Demgegenüber «mag» Liebe jemanden «leiden».<sup>39</sup> Und während das Kugel-«Glück» eigentlich nur das Fehlen von Schmerz ist,<sup>40</sup> ist der Glückliche *jemandem* dankbar.<sup>41</sup>

2. Wer glücklich ist, ist dankbar. – Am besten läßt sich das vielleicht gegenüber der These vom «Recht auf Glück» deutlich machen.<sup>42</sup>

Es liegt dem Neuzeit-Menschen nahe, aus Bedürfnissen Rechte zu deduzieren. Verständlicherweise, da Hartherzigkeit oft die Bedürfnisse nicht erfüllt. Und tatsächlich ist unglücklich, wer nicht zu seinem Recht kommt. Aber macht Sein-Recht-bekommen glücklich? (So sehr es mit Erleichterung, Zufriedenheit erfüllen mag, mit Freude, auch Triumph, vielleicht ingrimmiger Genugtuung.) Glücklich ist jemand erst, wenn er mehr bekommt, als ihm zusteht. Darum ist der Glückliche dankbar – und umgekehrt nur der wirklich Dankbare glücklich.

Man mag lebensnotwendig der Sympathie wenigstens eines Menschen bedürfen:<sup>43</sup> gibt dies jemand ein Recht, irgendwem sympathisch zu sein? Das ist schlicht eine Sache der Logik. Es liegt aber auch in der Logik der Sache. Was nämlich gäbe mir eine Zuwendung, die sich einklagen ließe? Die eben darum keiner mir schenken, nur «zukommen lassen» könnte? Insofern zerstört die Idee eines «Rechts auf das Glück» eben dieses.

Notwendig ist uns darum die unerzwingbare *freie* Zuwendung des Anderen. Das aber heißt, wir sind angewiesen auf *Gnade*. Und dies nun durchaus in doppeltem Sinn:

Zunächst können wir, was wir brauchen, weder aus Eigenem finden, erarbeiten oder erjagen noch es erstehen oder von jemandem auf dem Prozeßweg erstreiten.

Bereits sich dessen klar bewußt zu sein würde den Zeitgenossen viel zerstörerischen Schmerz und Kummer ersparen.

Sodann aber und tiefer steht es so, daß uns ausgerechnet an dieser Unerreichbarkeit liegt. Wir sind also eigentlich gar nicht auf – leider – Unerreichbares/Uneintragbares aus. Sondern das Glück, das wir suchen, ist gerade das freie Geschenk, die Selbstgewähr von Unverfügbarkeit als solcher. Wir wollen nicht nur etwas, das wir nicht aus uns erreichen können; wir wollen vielmehr, daß es unerreichbar sei: weil wir uns danach sehnen, es als Gabe der Liebe empfangen zu dürfen: das eine Ja.

Wir wollen auch (und vielleicht erstlich, doch ist das so sicher?) unser Recht; aber darüber hinaus und mehr als dies erhoffen wir, was uns nicht zusteht, worauf wir kein Recht besitzen, was uns nur ungenötigt gewährt werden kann. Womit wir wieder zur früheren Einsicht über die doppelte Dankbarkeit gefunden hätten. Dankbar aber ist der Glückliche, wie schon gesagt, stets jemandem, nicht wirklich einem antlitzlosen Geschick.

Das aber nötigt uns dazu, die Einheit und Ganzheit von Gestalt, von Werk und Glück anders zu denken als kugelhaf monologisch. – Daß ein Werk nicht einfach Wort, sondern von Wesen Antwort ist, klang schon an («Was soll jemand sagen, dem nichts etwas sagt»). Antwort aus einem Getroffen- und Ergriffen-sein.

Mit anderen Worten: im Werk hat Hören und Verstehen Gestalt angenommen. (Wobei «Verstehen» keineswegs dasselbe sein muß wie «Begreifen»;<sup>44</sup> kann ich doch einen Menschen – wie Musik – verstehen, ohne zu begreifen, – und eben diese Unbegreiflichkeit nochmals verstehen). Ein Kunstwerk ist gestaltgewordenes Erkennen von etwas und jemand. In ihm zeigt sich die Wahrheit dessen, was oder wer «benannt» sein wollte, bzw. diese Wirklichkeit zeigt sich in ihrer Wahrheit – ob direkt gefeiert oder indirekt («dialektisch») im Protest. Gäbe es indes ein wirkliches Verständnis ohne einen letzten Grund von – wie verborgen immer – Einverständnis? Gäbe es Erkennen ohne Liebe?

Im Kunstwerk als Frucht von Verstehen hat sich Verstehens-Gewilltheit verkörpert; es bezeugt Zuwendung, Offenheit für – und kann darum auch den Betrachter zur Zukehr befreien. Es selbst ist gestaltgewordene Antwort. PAUL CELAN hat von seiner für viele so hermetischen Dichtung in Darmstadt erklärt: «Das absolute Gedicht... das kann es nicht geben.» Er nennt das Gedicht ein (wiewohl oft verzweifelt) Gespräch. AN HANS BENDER schrieb er: «Ich sehe keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Händedruck und Gedicht.»<sup>45</sup>

Und das gilt selbstverständlich nicht bloß für Gedichte, sondern für jegliches Werk. CELAN hat in jener Büchner-Preisrede – nach WALTER BENJAMINS Kafka-Essay – eine Äußerung von NICOLAS DE MALEBRANCHE zitiert (198): «Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele.» Das ließ mich an eine ähnliche Bestimmung bei Simone Weil denken: «Auf ihrer höchsten Stufe ist die Aufmerksamkeit das gleiche wie das Gebet. Sie setzt den Glauben und die Liebe voraus.»<sup>46</sup>

Damit hat die Kontur des Werks nun alles Selbstgenügen überstiegen. Das glückte Werk ist keine Kugel. Äußerlich schon an zwei Dingen abzulesen. Erstens ist jedes Werk eins unter anderen: ein Ja neben vielen Ja. Ein normales Konzert zeigt das darin, daß an dem Abend mehrere Stücke aufgeführt werden, bei einer Dichterlesung mehrere Gedichte – wenn auch weder dort noch hier so viele wie Bilder in einem Museum (dort muß halt der Besucher selbst «komponieren»).

Zweitens ist kein Werk schlechthin vollkommen. Wie also steht es mit dem «Es ist so»? – HEGELSCH gesagt: die Differenz von «An-sich» und «Für mich» ist bereits dem Für mich als solchem eingeschrieben. Zu jedem Erkennen gehört das Wissen der Unangemessenheit seiner selbst an das Erkannte. Und das gilt selbstverständlich nicht erst für «Interpretationen», sondern für das Erfahren, das Sehen/Hören selbst.<sup>47</sup>

Falsch – und undankbar – wäre es, darob zu leugnen, daß Erkenntnis stattfand (man denke an die bewegende Szene bei der Schleswig-Holstein Orchesterakademie, nach dem geglückten Choral, «mit Tränen in den Augen» – C 38). Doch zugleich baut man auf Tabor keine Hütten. Gerade im Glück übersteigt sich das Ich. Für den französischen Philosophen PAUL RICŒUR zeigt sich das darin, «daß die Glückseligkeit in keiner Erfahrung gegeben ist; sie wird nur in einem Richtungsbewußtsein angezeigt... Die Ereignisse, die von der Glückseligkeit sprechen, sind solche, die Hindernisse wegräumen, eine weite Daseinslandschaft auf tun; das Übermaß an Sinn, das Zuviel, das Unermeßliche, das ist das Zeichen...»<sup>48</sup>

Vollendung hienieden ist endlich. Darin gründet ihre Ambivalenz und wird ihre Fraglosigkeit stets von neuem fraglich: «Der Seele wohnt ein Logos (Sinn, Wort, Einblick) inne, der sich mehrt» (HERAKLIT 115).

Das Werk wird – statt Kugel – zum Mittler, und seine Kontur wird gleichsam aufgehoben zur Funktion – nicht bloß eines Treffpunkts (den allein es – wie erwogen – zwischen Kugeln gäbe) – sondern, ich bilde ein Neuwort: einer *Treff-Linie* oder *-Fläche* zwischen Schöpfer und nachvollziehendem Hörer, zwischen dem Ich (in solchem Wir) und seiner (unserer!) Welt. Ganzheit meint nun nicht mehr: Vollständigkeit, sondern Ungeteiltheit (so das hebräische «tam/»tamim»<sup>49</sup>). Ganz ist das Werk und – von ihm hingerissen – ganz könnte der Mensch sein in gesammelter, unabgelenkter Zuehr: *ganz Auge und Ohr*.

3. Künstler, Werk und Betrachter: ganz Auge und Ohr. Wer ganz Auge und Ohr ist, der hat in der Tat vergessen, «schöpferisch» zu «interpretieren». Er ist ergriffen. Man kann sich nicht angesprochen machen und sich selbst nicht «fesseln» («Angestrengte Aufmerksamkeit» wäre gerade keine, sondern eins der deutlichsten Zeichen von Desinteresse).

Andererseits sind weder Sehen noch Hören rein passiv. Weder ein Photopapier noch ein Tonband sprechen ein Ja. Darum läßt sich CELIBIDACHES «So ist es» nicht zu einem Replikat sagen, mag es auch «ganz so» sein wie das Original, sondern allein zum *Unikat*. Und dies hinwieder ist natürlich nicht die «Kurzschrift» (C 19) der Partitur, sondern deren «Interpretation»; doch nun in anderem Sinn, in jenem, wonach gilt: eine CHILLIDA-Skulptur oder einen HEGEL-Text interpretieren heißt: darüber reden; Musik interpretieren: sie realisieren.<sup>50</sup>

Ganz Auge und Ohr? Der Ort eines Wortes ist nicht der Mund, sondern das Ohr, oder besser: das hörende Herz.<sup>51</sup> Gehört aber wird immer auf die Art des Hörenden; so ist ein Wort stets ein Gemeinschaftereignis: Gespräch. Nicht bloß Farben, auch Gestalt und Größe sind Gemeinschaftsgeschehen. Man hat gefragt: Sind Rosen rot, wenn niemand sie sieht? – Antwort: «An und für sich» sind sie derart, daß sie *für und mit uns* rot sind. Erkennen stellt einen Einungsvollzug dar; ihr Rot ist demnach (mit den Denkern des Mittelalters gesagt) mein und der Rose

Kind. «Opus duorum unum.» Ja zum Ja. Und glückt das Werk, dann ist es hier und jetzt dies eine, dies und kein anderes – und gleichzeitig dies unter den Billionen anderen.<sup>52</sup>

Es gibt keine «pure experience» (WILLIAM JAMES). Gerade der Selbstlose ist nicht entselbstet.<sup>53</sup> – Verkennt man dies, droht eine doppelte Gefahr: Entweder man denkt sich selbst als «Tonband», mit dem diktatorischen Anspruch, es gebe nicht bloß hier und jetzt – in diesem *kairos* «zwischen uns», sondern grundsätzlich und überhaupt nur ein einziges Wort; ein für alle Mal könne nur die eigene Auffassung gelten. Oder man glaubt, sich beliebige «Umsetzungen»/«Interpretationen» des «Rohmaterials» erlauben zu können. Eins wie das andere verfehlt den Punkt, daß «Wirklichkeit» nur gemeinsam entsteht.

In einem glückenden Gespräch «gibt ein Wort das andere», das eine passend hergehörige. – Wobei auch dies – nochmals (ein letztes Mal) doppelt auftreten kann: Ein Wort gibt das andere in verbissenem Streit, beengend, zwanghaft – oder in erfüllter «Selbstmitteilung», da wir nicht nur etwas mitteilen, sondern uns selbst, wo jeder sich mit dem anderen teilt und die Partner, anstatt sich «ins Wort zu fallen», es einander gleichsam «aus dem Munde nehmen».

Besonders schön finde ich solches «Pflücken» gestaltet (dem musikalischen Laien sei erlaubt, wieder ein literarisches Beispiel zu wählen) im dritten Akt des zweiten *Faust*-Teils (Innerer Burghof): Helena hat den Wächter Lynkeus in Versen reden gehört. Und fasziniert fragt sie (9377):»... wie sprech ich auch so schön?» Faust antwortet mit einem Reim: «... es muß von Herzen gehn.» Dann gibt er ihr dreimal anderthalb Verszeilen vor – und mühelos findet sie die reimende Antwort. – Findet sie? Findet sich's. – «Er ist das Ufer, wo sie landen, – sind zwei Gedanken einverstanden,» heißt es vom Reim bei KARL KRAUS.<sup>54</sup>

Faust	<i>Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück; Die Gegenwart allein –</i>	
Helena		<i>Ist unser Glück.</i>
Faust	<i>Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand; Bestätigung, wer gibt sie?</i>	
Helena		<i>Meine Hand!</i>

Wiederum der Schlüssel, der (anstatt zu öffnen) schließt, zum erfüllenden Abschluß. Zu jenem Ende, das bereits im Anfang war und in dem nun der Anfang einbeschlossen ist.

Doch Euphorion stirbt und Helena entschwindet. Das Ja einer Aufführung verklingt. Sein/ihr Ende entläßt uns in ein dankbares Gedenken – und in die Zukunftsgestalt solchen Danks: die Hoffnung auf eine neues Ja. Dies war das eine.

Das Zweite, das ich ansprach, waren die inneren Grenzen eines jeden Ja: Wann ist man offen, aufmerksam, liebend genug?<sup>55</sup> Wann wäre man wirklich am Ziel?

★

Also doch viele Ja? Auf der Folie eines letztendlichen So (immer noch) Nicht?

In immanenter, horizontaler Perspektive bleibt die Frage doch wohl unentschieden. – Die gefallenen Stichworte aber: Aufmerksamkeit (Sammlung, An-dacht)

und Gebet machen deutlich, daß im Fortgang solcher Gedanken – über Freiheit als gefragt und zur Antwort berufen – Philosophie zur Religionsphilosophie werden müßte. «Religio» übersetzt FRIEDRICH WILHELM JOSEPH SCHELLING in seiner Freiheits-Schrift als – tätige – «Gewissenhaftigkeit». <sup>56</sup> Zuvor hieß es: Herz. Und mit «tätig» sei ein weiteres Grundwort wenigstens nochmals genannt, um völlig klarzustellen, daß hier so wenig wie bei CELIBIDACHE mit dem «Entstehenlassen» für Nichtstun plädiert wird. <sup>57</sup> Man kann zwar im Ernst «nichts machen»; aber nur wer arbeitet, bleibt wach: für den Augenblick, in dem «sich etwas tut».

Damit wird der Ausblick zum Aufblick: auf ein Ja, das nicht unser Ja ist, sondern das (wie oben anklang) *zu* uns gesagt wird, zu unseren Jas mit ihren Neins. Und das ist wieder *ein* Ja.

Wir sollen: dürfen sein in unseren Unvollkommenheiten. Und immer wieder dürfen wir erleben, daß sich Vollkommenheit ereignet, die uns übersteigt – auch und gerade, wenn uns geschenkt wird, daß sie sich *durch* uns ereignet. Sie wird uns geschenkt – als «Angeld» <sup>58</sup> eines Festes, dessen «Es ist so» («Ja und Amen») endlich endgültig sein wird – «finis sine fine». <sup>59</sup> – C.S. LEWIS beschreibt es als ewigen Tanz, «der den Himmel versinken läßt in den Entzückungstraum des Einklangs.» <sup>60</sup> Traum («drowsy with harmony») – Natürlich ist nicht Schläfrigkeit gemeint (keine «ewige Ruhe»), sondern Ziel-Seligkeit: beredtes Schweigen. Die Hölle haßt, LEWIS zufolge, Musik und Stille. <sup>61</sup> In der Tat. JOSEF PIEPER: <sup>62</sup> Wie [höllischer] «Lärm zugleich mit der Stille jede Verständigungsmöglichkeit zerschlägt, gleichermaßen Reden und Hören...», so bringt, obwohl ja beileibe nicht lautlos, die Musik selbst... eine bestimmte Art von Stille erst hervor. Sie macht ein hörendes Schweigen möglich – hörend nicht allein auf Klang und Melodie, wie eben jeder schweigen muß, der etwas «Lautendes» erfassen will... Nein, weit darüber hinaus, wird durch die Musik ein großer dimensionierter Raum der Stille aufgetan, worin... dann eine Wirklichkeit vernehmlich werden mag, die höheren Ranges ist als die Musik.»

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> J. SCHMIDT-GARRE, Celibidache. Man will nichts – man läßt es entstehen. Paket Buch-Film, München 1992, Texte zum Film (= C), 22f: «Eine Probe ist nicht Musik. Eine Probe ist eine Summe von unzähligen «Nein»... «Nein, nicht so! Nein, nicht, nicht!» Wieviele «Nicht» gibt es? Billionen. Und wieviele Ja? Nur eins!»

<sup>2</sup> M. GRONEMEYER, Das Leben als letzte Gelegenheit, Darmstadt <sup>2</sup>1996.

<sup>3</sup> Unbeschadet dessen, daß sich eben durch die eine Realisation zugleich wieder unzählig neue Möglichkeiten auf tun. Davon gleichen viele jenen (setzen sie gewissermaßen fort), doch keine ist mit einer übergangenen identisch.

<sup>4</sup> So hat auch ARISTOTELES in seiner *Politik* (III 15 [1286 – 8f], 16 [1287 – 4f]) die Frage, «ob es besser ist, von dem besten Mann oder von den besten Gesetzen beherrscht zu werden», trotz bedenkenwerten Gegengründen zugunsten des Gesetzes entschieden, da «der Gerechtigkeitssinn es ist, der einen nach einer unparteiischen Instanz suchen läßt, wie es das Gesetz ist».

<sup>5</sup> Was nicht zuletzt bedeutet: Nein zum immer schon gesagten Ja – ohne das er nicht wäre. Rein formal schon daran kenntlich, daß er auf die Frage, ob er wirklich nein sagen wolle, antworten müßte: ja. (Darum Buddhas Verweis auf ein Erlöschen hinter [oder vor] jedem Ja/Nein.)

<sup>6</sup> Beim Wort genommen. München 1955, 116.

<sup>7</sup> Grundlegung..., 98 (WW [W. WEISCHEDL], Darmstadt 1963, IV 82).

<sup>8</sup> J. Sp., Gott-ergrißen, Köln 2001, bes. Einführung (Sich ergreifen lassen). Es gibt freilich – im Ausgleich zu fehlenden «Medium»-Formen in der Grammatik, «mediale» Wörter. Etwa «dulden»: Man kann niemand dulden machen, nur leiden; der Leidende selber aber vermag zu dulden.

<sup>9</sup> Ges. Werke in zwei Bänden (D. WELLERSHOFF), Wiesbaden 1968, 1333f (Roman des Phänotyps).

<sup>10</sup> SW (G. COLLI – M. MONTINARI) KSA IV 29–31.

<sup>11</sup> Ges. Werke I – (H.U. v. BALTHASAR), Heidelberg 45–47; Œuvre poétique (Pléiade) 238–240:  
*Je vois bien des manières de ne pas être, mais il n'y a qu'une manière seule  
D'être...*

...

*O mon Dieu, je la vois, la clef maintenant qui délivre,  
Ce n'est point celle qui ouvre, mais celle-là qui ferme!*

<sup>12</sup> J. Sp., Der Mensch ist Person, Frankfurt/M. <sup>2</sup>1986, Kap. 7 – (Gehorchen ist menschlich).

<sup>13</sup> Orientierung am Kinde. Meditationsskizzen zu Mt 18, 3, Einsiedeln <sup>5</sup>1983, 23. Siehe J. Sp., Freiheits-Erfahrung, Frankfurt/M. 1986, Kap. 7 – (Kind-sein).

<sup>14</sup> H. FRIEDRICH, Epochen der italienischen Lyrik, Frankfurt/M. 1964, 391 (Sonett 83 [FRBY]):

*Non ha l'ottimo artista alcun concetto  
c'un marmo solo in sè non circoscrive  
col suo superchio, e solo a quelle arriva  
la man che ubbidisce all'intelletto.*

<sup>15</sup> «Das einzige Verhältnis des Bewußtseins zum Glück ist der Dank: das macht dessen unvergleichliche Würde aus.» TH. W. ADORNO, Minima Moralia, Frankfurt/M. (1951) 1962, 144.

<sup>16</sup> E. MITTERER, Entsühnung des Kain. Neue Gedichte, Einsiedeln 1974, 66:

*Einsicht beflügelt den Willen. Aber die Liebe  
findet ihr Glück im Gehorsam.*

<sup>17</sup> F. NIETZSCHE: «Um Freude irgendwora zu haben, muß man *Alles* gutheißen» KStA VII/2 160 (26[47]) (Vgl. bei SCHLECHTA III 893: «Gesetzt, wir sagen ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein ja gesagt»). B. WELTE: «Sinn» meint «die mögliche Übereinkunft meiner mit mir selbst als Übereinkunft mit meiner Welt». Auf der Spur des Ewigen, Freiburg i. Br. 1965, 20. «Etwas hat Sinn heißt also: es führt in die mögliche Übereinkunft meiner mit meinem Sein im Ganzen als eine Übereinkunft mit dem Seienden im Ganzen» (22).

<sup>18</sup> SW (E. ZINN), Frankfurt/M. 1955ff, II 93.

<sup>19</sup> WW in zwanzig Bänden (MOLDENHAUER/MICHEL), Frankfurt/M. 1969ff, VI 12; VIII 231. Siehe bei ARISTOTELES den Terminus «to ti ên einai» für die Wesensgestalt (Met VII 7 1032 b 1): «das was es war zu sein».

<sup>20</sup> «C 37: «Bei hundert Konzerten im Jahr – wenn es drei gibt, wo man einigermaßen dabeigeblichen ist, ist das viel.»

<sup>21</sup> HÖLDERLIN: «Was bleibt aber, stiften die Dichter» (SW [Kl. Stuttg. Ausg.] II 198); RILKE: «Bleiben ist nirgends» (SW II 687); P. KLEE: «Einst werd ich liegen im Nirgend / bei einem Engel irgend» (Gedichte, Zürich 1960, 9).

<sup>22</sup> F. KAFKA: «Die Kunst ist ein von der Wahrheit Geblendetsein: Das Licht auf dem zurückweichenden Fratzensgesicht ist wahr, sonst nichts.» Ges. Werke in zwölf Bänden, Frankfurt/M. 1994, VI 186 (Oktavheft G).

<sup>23</sup> 46 / 239: Il n'y a pas besoin que je sois mort pour que vous viviez!

<sup>24</sup> Vgl. D. SÖLLE, Phantasie und Gehorsam. Überlegungen zu einer künftigen christlichen Ethik, Stuttgart-Berlin <sup>2</sup>1968.

<sup>25</sup> Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, 15. Br.: SW (G. FRICKE / H.G. GÖPPER), München <sup>5</sup>1975, V 618.

<sup>26</sup> «Über allen Gipfeln...» ist weder ein Wetterbericht noch ein anthropologisches Emblem (eine Daseins-Interpretation). Diese Ruh' ist sie selbst und derart «bedeutend». Goethe zum «Symbol»: «Indem es vollkommen sich selbst darstellt, deutet es auf das Übrige» (an K.E. SCHUBARTH, 2. IV. 1818).

- <sup>27</sup> Vgl. J. Sp., Spiel-Ernst, Frankfurt/M. 1993; Spiel, in: Lexikon der Bioethik.
- <sup>28</sup> Zitiert von H. RAHNER, Der spielende Mensch, Einsiedeln <sup>8</sup>1978, 53.
- <sup>29</sup> F.J. J. BUYTENDIJK, Wesen und Sinn des Spiels, Berlin 1933, 117.
- <sup>30</sup> Eine Hochform solchen Lebens-Spiels stellt die «zweck-lose» Liturgie dar; vollends dort, wo sie, wie in BENEDIKTS Regel, zum Lebenszweck wird.
- <sup>31</sup> C 46: «Es ist sehr schwer, etwas Gutes zu tun, wenn man nicht den Blick hat. Wenn ich diese Sicherheit, die ich im musikalischen Gewebe habe, im Leben hätte, wäre ich woanders. Ich hab' sie nicht. – Zu spät angefangen mit der Liebe zu Gott.»
- <sup>32</sup> Das Menschliche. Wege zu seinem Verständnis, Stuttgart 1958, 229 (Der Spieler), PÉGUÿ: Das Mysterium der Unschuldigen Kinder. Wien-München 1958, 45 (Pléiade-Ausg. der *Ceuvres poétiques*, 345).
- <sup>33</sup> «... se ipsam cognoscere mentem», adaptiert HEGEL im Rückblick auf seine Philosophiegeschichte (WW 20, 455) VERGILS Programmzeile über die mühselige Gründung Roms (Aeneis – 33): «Solche Mühe hatte der Geist, sich selbst zu erkennen.» Siehe J. Sp., «Selbstverwirklichung» – christlich, in: Die neue Ordnung 56 (2002) 359–368.
- <sup>34</sup> «Wer Unendliches will, der weiß nicht, was er will.» F. SCHLEGEL, Kritische Schriften (W. RASCH), Darmstadt 1971, 12.
- <sup>35</sup> U. ZIEBARTH, Hexenspeise, Pfullingen 1976, 293.
- <sup>36</sup> Der Einsame: Werke. Gesamtausgabe in vier Bdn. (F. BOHNE), Wiesbaden o. J., IV 324 (Zu guter Letzt).
- <sup>37</sup> Polit. II 4 1262 b 11. Und beim Gastmahl selbst widerspricht – in DIOTIMAS Namen – SOKRATES: Die Liebe ziele statt auf Ganzheit auf das Gute. «Sind doch die Menschen bereit, sich sogar ihre eigenen Füße und Hände abschneiden zu lassen, wenn [sie] ihnen schädlich zu sein scheinen (205 e). Ähnliches findet sich dann (gegen C.G. JUNG'sche Integration?) in der Bergpredigt (Mt 5, 29).
- <sup>38</sup> A. DE MELLO, Warum der Vogel singt, Freiburg 1984, 75.
- <sup>39</sup> M. BLONDEL, Die Aktion (1893), Freiburg-München 1965, 405: «Das Leid ist das Siegel eines andern in uns.» – Darum schließt (anders als «happiness») Glückseligkeit nicht einmal den Schmerz aus. «Wir brauchen nicht anzunehmen, die Notwendigkeit dessen, was der Selbstüberwindung analog wäre, werde jemals aufhören, oder das Ewige Leben sei nicht zugleich ein Ewiges [Er-] Sterben. In solchem Sinn könnte es – so wie die Hölle ihre Freuden haben mag (Gott bewahre uns davor) – im Himmel etwas geben, das dem Schmerz nicht ganz unähnlich wäre (gebe Gott, daß wir ihn bald erfahren mögen).» C.S. Lewis, Über den Schmerz, Köln u. Olten 1954, 179.
- <sup>40</sup> Aus einem Chanson ist mir im Ohr geblieben: «Le bonheur n'est pas grande chose; s'est le chagrin, qui se repose.» (A. SCHOPENHAUER französisch?) Schon SOKRATES erklärt vor Gericht, an das Glück einer traumlos durchschlafenen Nacht reiche kaum etwas heran (Apol 40 d-e).
- <sup>41</sup> Oder, wenn er niemand wüßte, belastet ihn das – in seinem Glück: «Das Schwerste für den, der an Gott nicht glaubt: daß er niemanden hat, dem er danken kann.» E. CANETTI, Das Geheimherz der Uhr, Frankfurt/M. 1990, München 1987, 126.
- <sup>42</sup> Siehe z.B. G.M. MARTIN, «Wir wollen hier auf Erden schon...» Das Recht auf Glück, Stuttgart 1970.
- <sup>43</sup> M. FRISCH, Tagebuch, Neujahrstag 1949: Ges. Werke, Frankfurt/M. 1976, II 635ff.
- <sup>44</sup> So möchte ich bekannte Dicta präzisieren wie «Musik versteht man nicht, man erlebt sie.»
- <sup>45</sup> Ges. Werke, Frankfurt/M. 1983 III 198f. u. 177. – Abstrakt formuliert, zum Gedicht wird ein Text, zur «Klangplastik» die Partitur, wenn alles rückstandlos Mitteilung wird (G. KALOW, Poesie ist Nachricht, München 1975, 69f). «Einfach Sprache. Sprache einfach. In die Terminologie... der Informationstheorie übersetzt, heißt das: Gedicht – redundanzfreier Text.»
- <sup>46</sup> Schwerkraft und Gnade, München 1952, 209. Bevor das Werk darum Information – Anteilgabe ist (KALOW, 69f., zitiert E. POUND: «... einfach Sprache, bis zur Grenze des Möglichen mit Sinn geladen») ist es – nicht minder restlos – Anteilnahme; die Redundanz, von der es frei ist, ist das «Rauschen» seiner selbst: Es zeigt, was ist. – «Es ist so.»
- <sup>47</sup> Erhellend nüchtern steht im Lukas-Evangelium zu lesen (17, 10): «Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen wurde, sollt ihr sagen: Wir sind unnütze Sklaven...»

<sup>48</sup> P. RICCBUR, Die Fehlbarkeit des Menschen, Freiburg/München 1971, 96. – Das belegt im übrigen, daß Transzendenz nicht zuerst ein Fluchtphänomen oder Kompensationsphänomen Benachteiligter oder Gescheiterter ist, sondern daß sie ursprünglich dem Glück inhärent.

<sup>49</sup> Gegenbegriff ist dort nicht, wie beim griechischen *téleios*: unvollständig, sondern: geteilt, zerstreut.

<sup>50</sup> TH. W. ADORNO: «Sprache interpretieren heißt: Sprache verstehen, Musik interpretieren: Musik machen.» Aus dem Msk. zitiert von H. PLESSNER, Anthropologie der Sinne, in., Neue Anthropologie (Hg. H. G. GADAMER / P. VOGLER), Stuttgart München 1972ff, VII 3–63, 31. (Das besagt Zustimmung wie Widerspruch zur Philippika R. BOCKHOLDTS, Über musikalische Interpretation, in: S. CELIBIDACHE, Über musikalische Phänomenologie [G. LEHMHAUS], München 2001, 69–87.)

<sup>51</sup> Womit nicht Emotionalität gemeint ist, sondern – nach einer Tradition von der Bibel bis B. PASCAL – die Mitte der Person (siehe Salomos Bitte: «Verleih deinem Knecht ein hörendes Herz, damit er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden versteht» – 1 Kön 3, 9).

<sup>52</sup> Siehe die Präzisierung SCHMIDT-GARRES – 41. – Als Wesen des Wortes ist der Mensch von Wesen Antwort. Als Antwort sind wir im Gespräch – ja, selbst ein solches. F. HÖLDERLIN: «Seit ein Gespräch wir sind...» Versöhnender, der..., 3. Fass.: SW (Anm. 21) II 143.

<sup>53</sup> W. JAMES, The Writings of... (Ed. J. J. McDERMOTT), Chicago 1977, 208: «... a simple *that*» (A World of Pure Experience). N. KITARO, Über das Gute. Eine Philosophie der reinen Erfahrung, Frankfurt/M. 1989, 29: «Erfahren bedeutet, das Tatsächliche als solches zu erkennen; ohne alles Mitwirken des Selbst nach Maßgabe des Tatsächlichen zu wissen... kein Subjekt und kein Objekt.»

<sup>54</sup> Worte in Versen, München 1959, 80 (Der Reim).

<sup>55</sup> R. M. RILKE vor der Anemone, ihrem «in den stillen Blütenstern gespannte[n] / Muskel des unendlichen Empfangs» (SW I 753f [Sonette an Orpheus II 5]):

Wir, Gewaltssamen, wir währen länger.

Aber, wann, in welchem aller Leben,  
sind wir endlich offen und Empfänger?

<sup>56</sup> SW, Stuttgart/Augsburg 1856–1861, VII 392–394.

<sup>57</sup> Rezeption – Empfangnis ist durchaus nicht passiv, sondern – wie erwogen – «medial»: sich auf-tun für und sich erfassen lassen. – R. Schaeffler: «... man darf sich in diesem Zusammenhang daran erinnern, daß das Wort ‹Erfahrung› und die lateinische Vorkabel *experientia*, die es ins Deutsche übertragen will, von dem ‹Bis zum Ende Hindurchgehen› (*ex per ire*) spricht. Wer nicht zur Kontinuität eines Weges findet, den er bis zum Ende hindurchgehen kann, hat Erlebnisse, aber macht keine Erfahrung. Das griechische Wort *empeiria* aber bezeichnet das, was man hereinbringt, wenn man am Ende einer großen Reise in den Hafen (to *empóron*) einkehrt, sozusagen die Ernte, die man einbringt, wenn man Vieles gesehen, aber sich zugleich darauf ‹einen Vers gemacht› hat. Und es ist deutlich: das muß gelernt werden.» Fähigkeit zur Erfahrung, in: Was ist Erfahrung? Theologie und Naturwissenschaft im Gespräch (Hg. J. AUDRETSCH – K. NAGORNI), Karlsruhe 2002, 35–74, 42.

<sup>58</sup> *arrhabón* (2 Kor 1, 22; Eph 1,14), was mehr besagt als «Unterpfand»: Anzahlung, erste Rate.

<sup>59</sup> AUGUSTINUS, De civitate Dei, vorl. Absatz. – So hätte jetzt schon ein nicht zu bescheidenes Denken dem erfahrenen «Es ist so» auf den Grund zu gehen: zu dem abgründig ursprünglichen «Ist», das darin erscheint. Siehe den Satz, mit dem MAURICE BLONDEL sein großes Werk *L'Action* von 1893 schließt: Es gehe um ein Wort, das selbst ein Tun ist, «une action, il faut le dire: ‹C'est.›»

<sup>60</sup> Über den Schmerz, Schlußabsatz.

<sup>61</sup> *Screwtape*: «Musik und Stille – wie hasse ich beides!» (C. S. LEWIS, Dienstanweisung für einen Unterteufel, 22. Brief, München 1981, 138).

<sup>62</sup> Buchstabierübungen, München 1980, 159 (Musik und Stille).